

Romano Guardini
Werke

Herausgegeben
von
Achim Budde

im Auftrag
des Sachverständigenremiums für
den literarischen Nachlass Romano Guardinis
bei der Katholischen Akademie in Bayern

Sachbereich
Autobiografisches

Romano Guardini

Stationen und Rückblicke

Berichte über mein Leben

Matthias Grünewald Verlag
BRILL | Ferdinand Schöningh

Alle Autorenrechte liegen bei der
Katholischen Akademie in Bayern

»Berichte über mein Leben«

6. Auflage 2023, unveränderter Nachdruck der 4. Auflage,
Düsseldorf: Patmos-Verlag, 1985 (1. Auflage 1984)

»Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns«

6. Auflage 2023, unveränderter Nachdruck der 4. Auflage,
Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1985 (1. Auflage 1980)

»Stationen und Rückblicke«

3. Auflage 2023, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage,
Würzburg: Werkbund-Verlag, 1965



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 1995 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

© 1995 Verlag Ferdinand Schöningh, ein Imprint der Brill-Gruppe

(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)
www.schoeningh.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3333-1 (Matthias Grünewald)

ISBN 978-3-506-79136-8 (Schöningh)

Inhalt

Berichte über mein Leben

<i>Vorwort des Herausgebers</i> [Franz Henrich zur 1.,-4. Auflage 1984/85]	11
Ein Brief zur Einleitung	16
Für den Todesfall	19
Aus einem Traum	20

Professur und Lehrtätigkeit

I [Der Weg zur Promotion: Priesterkandidat mit Eigeninteressen · Die Suche nach der Dissertationsarbeit · Bonaventuras Er- lösungslehre]	21
II [Erfahrungen in Mainz: Vereitelung der Mainzer Seminarprofessur · Die Leitung der Mainzer »Juventus« · Bischof Albert Stohr]	28
III [Zur Habilitation nach Bonn: »Vom Geist der Liturgie« · Der Laacher Abt setzt sich ein · Die Habilitationsschrift · Die Habilita- tionsvorlesung · Privatdozent in Bonn · Das starke Gefühl der inneren Linie · Vom »Sinn der Kirche«]	31
IV [Lehrstuhl in Berlin: Der Lehrstuhl als Fremdkörper · Das Ringen um die inhaltliche Bestimmung des Lehrstuhls]	36

V	[Vorlesungen und ihr Echo:	43
	Die Hörer · Die Erarbeitung der Vorlesungen · Auch Protestanten kommen]	
VI	[Aufhebung des Lehrstuhls durch die Nazis:	50
	Pensionierung · Buchpläne und Vorträge · Weg- zug aus Berlin nach Mooshausen]	

*Die Suche nach dem Beruf–
Priestertum und seelsorgliche Tätigkeit*

I	[Elternhaus, Kindheit, Schule:	56
	Die italienische Familie in Deutschland · Der Vater · Die Neigung zum skrupulösen Gewissen]	
II	[Chemie und Nationalökonomie:	60
	Zwei Semester in Tübingen · Nationalökonomie in München]	
III	[Student in der Krise:	63
	Hochschuldidaktik · Die Stadt und die Studen- ten · Die religiöse Krise · Das Ehepaar Schleußner]	
IV	[Freundschaft und Glaubensgespräche:	67
	Der Freund Karl Neundörfer · Ferien am Starn- berger See · Der Glaube kehrt von innen her zurück]	
V	[Zum Priester berufen:	71
	Das Semester in Berlin · Der Gedanke ans Prie- stertum · Theologiestudium in Freiburg · Das Erbe von Schwermut]	
VI	[Theologiestudium in Tübingen:	76
	Studienfreunde · Beichten bei Prof. Koch · Prof. Kochs Vorlesungen · Offenbarung und Kirche als Basis · Liturgie in Beuron · Prüfung der Berufs- entscheidung]	

VII	[Eintritt ins Mainzer Seminar: Priesterseminar im Idealfall · Erfahrungen im Mainzer Seminar · Die Primiz]	86
VIII	[Kaplanszeit: Die Predigt · Die Schule · Das Vereinswesen · Grundtypen priesterlicher Wirksamkeit · Pfarrer und Kaplan]	92
IX	[Studium und Seelsorge]	99
X	[Die Berliner Zeit: Studentengottesdienst in St. Benedikt · Vom Sinn der Predigt · Sprechstunden · Carl Sonnenschein · Akademikerverband und Salzburger Hochschul- wochen · Abendvorträge in St. Canisius]	102
XI	[Persönliche Eigenart des Wirkens und kirchliche Öffentlichkeit]	111

Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns

	<i>Geleitwort [des Herausgebers der 1.-4. Auflage 1980 -1995, Felix Messerschmid]</i>	119
Teil I <i>[12. Februar 1942 – 11. Mai 1945]</i>	125
Teil II <i>[Pfingsten 1953 – 14. Januar 1955]</i>	153
Teil III <i>[15. Dezember 1956 – 11. Juni 1959]</i>	250
Teil IV <i>[30. August 1959 – 30. Juli 1964]</i>	267

Stationen und Rückblicke

<i>Vorbemerkung [des Werkbund-Verlags Würzburg zur 1. Auflage 1965]</i>	293
»Europa« und »Christliche Weltanschauung«	294
Warum so viele Bücher?	302
Die Bäume von Isola Vicentina	308
Wahrheit und Ironie	311

Anhang

<i>Personenverzeichnis</i>	316
<i>Ortsverzeichnis</i>	355
<i>Verzeichnis der erwähnten Schriften</i> <i>Romano Guardinis</i>	359
<i>Zeittafel</i>	364

Berichte über mein Leben

Autobiographische Aufzeichnungen

Aus dem Nachlaß herausgegeben
von Franz Henrich

Vorwort

Am 17. Februar 1985 jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag von Romano Guardini (1885–1968), einem der bedeutendsten Religionsphilosophen, Theologen, Pädagogen und Literaturinterpreten. Die Katholische Akademie in Bayern weiß sich seit ihrem Beginn (1957) dem Werk Guardinis besonders verbunden. Mit Vertrag vom 8. Dezember 1982 hat sie sich gegenüber den Erben Romano Guardinis verpflichtet, Sorge zu tragen für das Weiterleben seines Werkes, was u. a. Wahrnehmung seiner Autorenrechte, Betreuung und eventuell Veröffentlichung des literarischen Nachlasses, Vorbereitung einer Gesamtausgabe sowie Aufbau eines Guardini-Archivs umfaßt. Zusammen mit dem von Guardini zur Betreuung seines literarischen Nachlasses testamentarisch eingesetzten Sachverständigengremium nimmt die Akademie den 100. Geburtstag zum Anlaß, Romano Guardinis autobiographische Aufzeichnungen »*Berichte über mein Leben*« im Druck vorzulegen. In das Sachverständigengremium waren einst von Romano Guardini folgende Persönlichkeiten berufen worden: Prof. Dr. Werner Dettloff, Dr. Felix Messerschmid (Vorsitzender, † 1981), Prof. Dr. Johannes Spörl († 1977) und Dr. Bernardine Sugg-Bellini († 1979). Heute gehören dem Gremium als stimmberechtigte Mitglieder an: Prof. Dr. Dr. Eugen Biser, Prof. Dr. Werner Dettloff, Prof. Dr. Richard Heinzmann, Dr. Franz Henrich (Vorsitzender); beratende Mitglieder sind: Giuliano Guardini und Dr. Hans Mercker.

Sachverständigengremium und Herausgeber haben sich die Entscheidung, dieses Dokument zu veröffentlichen, nicht leicht gemacht. Die »*Berichte*« sind in zwei maschinenschriftlichen Exemplaren in Klemmappen erhalten, die sich in den Nachlässen von zwei Freunden Romano Guardinis fanden: das Original bei Johannes Spörl und der erste Durchschlag bei Felix Messerschmid, der auch Testamentsvollstrecker Guardi-

nis war. In Messerschmids Exemplar fanden sich als lose Blätter die Texte »Für den Todesfall« (5. 2. 1964) und »Aus einem Traum« (1. 8. 1964).

Die Tatsache, daß diese Ansätze zu einer Autobiographie nicht im eigentlichen literarischen Nachlaß Guardinis enthalten waren, läßt vermuten, daß der Autor die Entscheidung, ob und in welcher Form die »Berichte« einmal veröffentlicht werden sollten, dem Urteil der ihm seit der Rothenfelser Zeit verbundenen jüngeren Freunde überlassen wollte. In diese Richtung weist nachdrücklich auch »Ein Brief zur Einleitung an Johannes Spörl« vom 12. 2. 1945. In der fast zwei Jahrzehnte nach der Niederschrift der »Berichte« datierten Notiz »Für den Todesfall« gibt Guardini zu bedenken, daß die durch seine Berufung nach Tübingen unterbrochenen und nicht wieder aufgenommenen Aufzeichnungen nicht reif zur Veröffentlichung seien, da u. a. die Zeit bis zu seinem 60. Lebensjahr nicht in ihrer vollen Bedeutung gesehen sei.

Nach dem Tod Romano Guardinis und auch seiner Freunde Johannes Spörl und Felix Messerschmid war das Sachverständigengremium zu einer Entscheidung gefordert. Sicher hat der Autor seine sorgfältig konzipierten und mehrmals korrigierten Aufzeichnungen nicht zweifach an Vertraute weitergegeben, um sie unter Verschuß halten oder gar vernichten zu lassen. Daß einem Autor zwanzig Jahre nach der Niederschrift Bedenken kommen, ob dieser Torso publikationsreif sei, ist verständlich. Entscheidend ist, daß Romano Guardini, wie aus dem »Brief zur Einleitung an Johannes Spörl« klar hervorgeht, mit seinen »Berichten« möglichen Fehldeutungen seiner Person entgegenwirken wollte. All dies hat das mit der Betreuung des literarischen Nachlasses Romano Guardinis beauftragte Gremium bewogen, Bedenken zurückzustellen und dieses Werk der Öffentlichkeit nicht länger vorzuenthalten, ähnlich wie Dr. Felix Messerschmid als Vorsitzender der Nachlaßkommission mit den Tagebuchaufzeichnungen verfuhr. Es wäre darüber hinaus unredlich, andere Autoren anläßlich des 100. Geburtstages Vermutungen über die Person Romano Guardinis

anstellen zu lassen, wenn sich Authentisches in dem Archiv der Katholischen Akademie in Bayern befindet.

Die »*Berichte über mein Leben*« entstanden in den Jahren 1943 bis 1945 in Mooshausen im Allgäu, wo der Autor nach der von den Nazis verfügten Aufhebung seines Berliner Lehrstuhls die letzten Jahre des Zweiten Weltkrieges im Pfarrhaus seines Freundes Josef Weiger verbrachte. Sie entstanden kurz vor seinem 60. Geburtstag, als er wenig in der Öffentlichkeit wirken konnte und kaum mehr mit einer beruflichen Reaktivierung rechnen durfte. Der Text ist dergestalt gegliedert, daß nach dem »*Brief zur Einleitung* an Johannes Spörl« zwei in sich geschlossene und mit römischen Ziffern gegliederte Hauptteile folgen, die im wesentlichen über den gleichen Zeitabschnitt im Leben Romano Guardinis berichten, ihn aber aus unterschiedlichem Blickwinkel betrachten. Der erste Hauptteil »*Professur und Lehrtätigkeit*« (in der redaktionellen Fassung vom 14. bis 19. 2. 1945) setzt mit dem Zeitpunkt ein, wo Guardini daran denkt zu promovieren. Der zweite Hauptteil »*Die Suche nach dem Beruf – Priestertum und seelsorgliche Tätigkeit*« (in der redaktionellen Fassung vom 21. 2. bis 6. 3. 1945) umfaßt darüber hinaus die Zeit von den Kinderjahren bis zum Ende der Studienzzeit. An verschiedenen Stellen deutet der Autor an, er werde auf bestimmte Fragen oder ganze Personenkreise später oder an anderer Stelle zu sprechen kommen. Dies wird meist nicht erfüllt. Es fehlen also so wichtige Themenkomplexe wie Jugendbewegung – Quickborn – Burg Rothenfels, wie liturgische Erneuerung und Bewegung, wie Begegnungen mit Wissenschaftlern, Künstlern, Publizisten und Freunden usw.

Daß beide Hauptteile als relativ selbständig zu betrachten sind, geht im Manuskript aus der jeweils neu beginnenden Seitenzählung und Numerierung der Kapitel hervor, doch zeigt sich andererseits die Zusammengehörigkeit beider Teile in der maschinenschriftlichen Doppelzählung der Seiten im zweiten Hauptteil. Original und Durchschlag des maschinenschriftlichen Textes liegen in der zweiten Redaktionsstufe vor und sind

mit einer Reihe handschriftlicher Korrekturen Guardinis versehen, die sich im wesentlichen auf stilistische Verbesserungen beschränken. Als Druckvorlage legte der Herausgeber das Original zugrunde, weil es stärker durchkorrigiert ist und mehr handschriftliche Eintragungen als der Durchschlag enthält. Nur dort, wo die Korrekturen des Durchschlags über jene des Originals hinausgehen, wurden sie für den Druck übernommen. Eigentümlichkeiten Romano Guardinis in Sprache, Orthographie und Zeichensetzung blieben unverändert. Auch kleinere zeitliche Erinnerungslücken sowie gelegentliche Verwechslungen blieben im Text selbst unangetastet, wurden dafür aber im Register teil richtiggestellt.

Um dem Leser die Orientierung zu erleichtern, hat der Herausgeber eine Inhaltsübersicht vorangestellt und im Anhang Verzeichnisse der erwähnten Namen, Orte, Publikationen Romano Guardinis sowie eine Zeittafel beigelegt, für deren Erstellung Herrn Dr. Hans Mercker sehr herzlich gedankt sei. Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß weitere Einblicke in hier nicht berücksichtigte Lebensjahre Guardinis von 1945 bis zum Todesjahr 1968 z. B. folgende zwei Schriften Romano Guardinis geben: *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns. Notizen und Texte 1942 bis 1964. Aus nachgelassenen Aufzeichnungen herausgegeben von Felix Messerschmid, Paderborn 1980*, sowie: *Stationen und Rückblicke, Würzburg 1965*. Der Komplex Guardini und Jugendbewegung ist in dem Buch von Franz Henrich, *Die Bünde katholischer Jugendbewegung, München 1968*, behandelt. Kleinere autobiographische Hinweise finden sich in Aufsätzen, welche anlässlich von Geburts- und Gedenktagen über Romano Guardini geschrieben worden sind, sowie in Biographien von Zeitgenossen, die über Begegnungen mit Romano Guardini berichten. Die anlässlich des 10. Todestages Guardinis von der Katholischen Akademie in Bayern herausgegebene *Bibliographie Romano Guardini. Guardinis Werke, Veröffentlichungen über Guardini, Rezensionen. Erarbeitet von Hans Mercker (Paderborn 1978)* gibt umfassenden Aufschluß.

Der vorliegende Text stellt weder eine vollständige Autobiographie dar noch eine Autobiographie im herkömmlichen Sinn, strukturiert nach Lebensdaten und dem Ablauf äußerer Ereignisse. In diesen Aufzeichnungen spürt Guardini immer der inneren Sinnlinie nach, die ihn zu seinem Auftrag, zu seinem Weg, zu dem ihm zugesprochenen Wort, seinem Paßwort (vgl. »Aus einem Traum«) führen soll. Zeit seines Lebens ist Romano Guardini mit persönlichen Mitteilungen sehr zurückhaltend gewesen. Seine hier vorgelegten »Berichte über mein Leben« sind nicht nur ein zeit- und kirchengeschichtliches Dokument von hohem Rang, sondern geben vor allem in bewegender, zum Teil erschütternder Offenheit den Blick frei auf Herz und Kopf eines gläubigen Christen, Priesters und Professors. Persönlichkeit und Lebenswerk erscheinen nun vor einem bisher nicht bekannten Hintergrund in neuem Licht, das den erneuten Zugang zu seinem unersetzbaren Werk erleichtern könnte. Entscheidend ist nicht das, was uns gefällt oder mißfällt, »sondern was wahr ist«!

München, im Oktober 1984

Franz Henrich

Ein Brief zur Einleitung

an Johannes Spörl

Lieber Freund!

In einigen Tagen vollende ich mein sechzigstes Lebensjahr, und man ist sich ja wohl darüber einig, daß das den Eintritt ins Alter bedeutet. Ich sage das nicht elegisch, denn ich rechne, wenn Gott sie mir schenken will, noch mit etlichen Jahren des Schaffens und Wirkens. Doch kann ich auch nicht leugnen, daß vor allem die letzten anderthalb Jahre mit ihrer endlosen Zerstörung mir sehr nahe ans Leben gekommen sind, und seitdem im Innern doch etwas anders geworden ist. Auch geschieht es mir in der letzten Zeit oft, zu träumen und darin Menschen zu begegnen, die weit zurückliegenden Zeiten meines Lebens angehören; und ich entsinne mich, daß einmal eine alte Freundin sagte, das pflege zu geschehen, wenn das Alter nahe, denn es bedeute, daß das Leben nach seinen Wurzeln sucht. Wenn aber in diesen Tagen der Uhrzeiger des eigenen kleinen Lebens einer wichtigen Stunde zurückt, dann tut das der Zeiger der großen Uhr, der Geschichte, auch; derart gewaltig und bedrängend, daß man manchmal nicht weiß, wie man es überstehen soll.

So kam mir heute morgen der Gedanke, ob es nicht an der Zeit sei, auf das eigene Leben zurückzuschauen und darüber Rechenschaft zu geben. Vor allem mir selbst. Die verschiedenen Motive und Kräfte, welche das seltsame Geflecht, Dasein genannt, zusammenweben, haben Zeit gehabt, sich zu zeigen; die richtungweisenden Fügungen haben sich geknüpft und die meisten Entscheidungen sind gefallen; so wird der Blick wohl einen Zusammenhang erkennen können, der Besinnung und Dank möglich macht und dem noch verbleibenden Stück des Weges Licht und Kraft gibt ... Du hast aber auch schon mehrmals darüber gesprochen, Du wollest einmal meine Biographie schreiben. An sich liegt der Gedanke mir fern. Jeden Men-

schen gibt es nur einmal, und kein Lebensgang wiederholt sich; so kann man im Grunde das Eigenste seines Wesens und Weges nicht zeichnen. Die Bibliotheken sind voll von Biographien, aber es ist gut, daß die Leute, von denen sie handeln, tot sind; ich glaube nicht, daß sie über die Bilder, welche man da von ihnen gezeichnet hat, sehr erfreut wären. Meinem ersten Gefühl nach würde ich auf die Frage, ob ich eine Darstellung meines Lebens wünsche, mit Nein antworten. Immerhin stehe ich aber nun schon seit über dreißig Jahren in der Öffentlichkeit, und die Reihe meiner Schriften ist nachgerade lang geworden. So wird man einmal wissen wollen, wer der Mann war, der da geredet und geschrieben hat; und da wäre es mir denn doch lieb, wenn das Bild einigermaßen richtig geriete. Also werde ich wohl gut tun, selbst etwas zu meiner Person und Sache zu sagen.

Die Frage ist nur, wie ich das machen soll. Das Nächstliegende wären richtige Lebenserinnerungen, die, so weit zurückgehend, als das Gedächtnis reicht, Jahr um Jahr die Reihe der Geschehnisse, den Gang der äußeren Fügungen und inneren Entwicklungen zu erzählen hätten. Es hat keiner langen Überlegung bedurft, um mir klar zu machen, daß ich dazu nicht im Stande bin. Ich bin kein Mann des Erinnerns. Mir ist die Zukunft immer wichtiger gewesen als die Vergangenheit. Eine solche Darlegung würde daher allzu viele Lücken aufweisen. Ich könnte es aber so machen, daß ich eine Reihe von Kapiteln schriebe, deren jedes einen besonderen Faden aus dem Gewebe des Geschehenen und Gewordenen herauslöste und ihn durch die Jahre hindurch verfolgte; oder auch von irgend einer Provinz des Lebens spräche und zu zeigen versuchte, wie sich darin allerlei Fäden zu einem Zusammenhang verflochten haben. Das hätte den Vorteil, daß ich nicht vollständig zu sein brauchte und doch das Ergebnis immer etwas relativ Geschlossenes bedeutete. Ich könnte immer anfangen, wo es mich lockte, und wenn mir – was sehr wohl möglich ist, denn ich bin, wie gesagt, kein Mensch des Erinnerns – das Ganze langweilig würde, könnte ich ohne großen Schaden aufhören ... So

will ich es also versuchen, und Du magst dann damit tun, was Dir richtig scheint.

Du, lieber Johannes, bist auch draußen, und die große Geschichte ist in der unmittelbarsten Weise zu deiner persönlichen geworden. Daß ich diese Erinnerungen sozusagen Dir erzähle, bedeutet zugleich den Wunsch, Du mögest sie bald nach glücklicher Rückkehr lesen und, als der Schreiber von Geschichte, der Du ja bist, benutzen können.

Mooshausen, den 12. Februar 1945.

Für den Todesfall

Berichte aus meinem Leben

Nach meinem Weggang von Berlin habe ich während meines Aufenthaltes in Mooshausen 1943–45 Aufzeichnungen über mein Leben, meine geistige Entwicklung usw. gemacht. Diese Arbeit wurde 1945 durch meine Berufung nach Tübingen unterbrochen und ist seitdem nicht wieder aufgenommen worden.

Wie es jetzt vorliegt, ist das Ergebnis nicht reif zur Veröffentlichung. Einmal, weil es nur bis zu meinem sechzigsten Lebensjahr führt; dann aber, weil dadurch auch das vor dieser Zeit Liegende noch nicht seine volle Bedeutung bekommen hat.

5. 2. 1964

Aus einem Traum

Heute Nacht, aber es war wohl morgens, wenn die Träume kommen, dann kam auch zu mir einer. Was darin geschah, weiß ich nicht mehr, aber es wurde etwas gesagt, ob zu mir oder von mir selbst, auch das weiß ich nicht mehr.

Es wurde also gesagt, wenn der Mensch geboren wird, wird ihm ein Wort mitgegeben, und es war wichtig, was gemeint war: nicht nur eine Veranlagung, sondern ein Wort. Das wird hineingesprochen in sein Wesen, und es ist wie das Passwort zu allem, was dann geschieht. Es ist Kraft und Schwäche zugleich. Es ist Auftrag und Verheißung. Es ist Schutz und Gefährdung. Alles, was dann im Gang der Jahre geschieht, ist Auswirkung dieses Wortes, ist Erläuterung und Erfüllung. Und es kommt alles darauf an, daß der, dem es zugesprochen wird – jeder Mensch, denn jedem wird eins zugesprochen – es versteht und mit ihm ins Einvernehmen kommt. Und vielleicht wird dieses Wort die Unterlage sein zu dem, was der Richter einmal zu ihm sprechen wird.

1. 8. 1964

Professur und Lehrtätigkeit

I

Ich bin nun seit eineinhalb Jahren hier, in Mooshausen, einem kleinen Dorfe im schwäbischen Allgäu. In dieser Zeit ist das Heimweh nach der akademischen Lehrtätigkeit, mit der ich abgeschlossen zu haben glaubte, wieder sehr gewachsen. Im Frühjahr 1939 wurde der Lehrstuhl aufgehoben – vor etwa einem halben Jahre habe ich in Stuttgart, eingeladen von der dortigen Hölderlin-Gesellschaft, in einem Hörsaal der technischen Hochschule einen Vortrag über »Die Landschaft in Hölderlins Dichtung« gehalten. Eigentlich war es das einzige Mal, daß ich mich seitdem ganz an meinem Platz gefühlt habe. Niemand weiß, was die Zukunft bringt: wer weiß, vielleicht werde ich doch noch einmal gerufen ...

Als ich gestern überlegte, womit ich diese »Berichte« anfangen solle, dachte ich, zuerst müsse ich erzählen, wie mein Weg zur Universität und dann durch ihre Welt hin gegangen ist. Das entspricht sicher nicht einer guten historischen Methode; es sagt aber wahrscheinlich etwas über die Schichtung der geistigen Motive in meinem Leben, daß dieses sich zuerst zu Wort meldete.

Wann der Gedanke an die akademische Lehrtätigkeit in meinem Leben zum ersten Mal auftauchte, kann ich nicht mehr sagen; jedenfalls nicht, bevor ich zur Theologie kam, denn bis dahin war alles ganz verworren. Wahrscheinlich ist es geschehen, als ich nach neunsemestrigem Universitätsstudium, von welchem vier der Theologie gewidmet waren, ins Mainzer Priesterseminar eintrat. Im allgemeinen kamen die Theologen unmittelbar aus dem Knabenkonvikt dorthin. Nur selten hatte einer, und sei es ganz kurz, die Universität besucht. So erschien

dieser Studiengang wahrscheinlich von vornherein als etwas Besonderes. Ich erinnere mich auch, daß mein Vater, der meiner Absicht, Priester zu werden, nur widerstrebend nachgab, den Wunsch geäußert hat, ich solle jedenfalls promovieren. Diesen Wunsch hat er auch dem damaligen Regens des Priesterseminars, Prof. Dr. Becker, gegenüber ausgesprochen. Letzterer sagte zwar nichts zu, verlangte vielmehr, ich solle es genau so machen wie alle, ließ aber die Möglichkeit offen. Dadurch entstand eine Art Präsumtion, mein Weg werde wohl in die Richtung der Lehrtätigkeit gehen.

Als ich ordiniert war, nahm der Gedanke eine genauere Form an. Die Ordination war zwar nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen. Zusammen mit meinem Freunde Karl Neundörfer, der ein Semester nach mir eingetreten war, hatte ich mir allerlei Kritik erlaubt, und das Professorenkollegium war darüber so beunruhigt gewesen, daß die Meinung geäußert worden war, man solle uns doch lieber gehen lassen. Das hat uns aber doch nichts geschadet, und wir waren, wenn auch mit einem Semester Verzögerung, zum Ziel gekommen. Nach zwei Zwischenstationen, über die ich noch berichten werde, kam ich als Kaplan nach St. Christoph in Mainz. Dessen Pfarrer war dafür bekannt, daß er seinen Kaplan nichts Wesentliches tun ließ, so galt es als ein Posten, an welchem man Zeit hatte. Ich sollte dort mit meiner Promotionsarbeit anfangen.

Mit der ging es aber nicht so einfach. Zuerst die Frage des Themas. Vom Regens des Seminars empfohlen, wendete ich mich um Rat an Prof. Dr. Grabmann, der damals den dogmatischen Lehrstuhl in ... inne hatte. Er hielt sich gerade in Bad Wörishofen auf, und von dem Besuch dort ist mir eigentlich nur das Bild in Erinnerung geblieben, wie die Leute unter strömendem Regen mit bloßen Füßen herumliefen. Alles Übrige habe ich – außer einem Eindruck von Freundlichkeit seitens Grabmanns – vergessen. Er hat mir nämlich nicht helfen können; wahrscheinlich lag der Grund an mir. Zu welchem Thema er mir riet, weiß ich nicht mehr.

Also versuchte ich es selbst. Schon in Tübingen war ich, von Beuron angeregt, an die liturgischen Dinge gekommen. Als ich dann nach der Subdiakonatsweihe angefangen hatte, das Brevier zu beten, hatten die Responsorien nach den Lesungen der Matutin auf mich einen besonderen Eindruck gemacht. So faßte ich den Plan, über sie zu arbeiten. Ich wollte – in Anlehnung an die Methoden der kunstwissenschaftlichen Analyse – untersuchen, nach welchen Gesetzen sie gebaut seien, wie sie zu den Lektionen und überhaupt im Gefüge der Matutin stünden, welche Gedanken an ihnen hervorträten usw. Über die Frage, in welcher theologischen Disziplin dieses Thema sich einzuordnen habe, machte ich mir wohl nicht viel Gedanken – wie ich sie mir im Grunde genommen nie gemacht habe. Für »Fächer« habe ich nie viel Sinn gehabt, und es war eine sehr gütige Fügung, die mir erlaubt hat, unbehindert durch Fachzäune meinen Weg zu gehen. Immerhin mußte ich mich aber doch für ein Fach entscheiden, da ja davon die Wahl des promovierenden Professors abhing; und da für mich nur Freiburg in Betracht kam, fuhr ich zu Prof. E. Künstle, der u. a. auch über Liturgik las. Ich legte ihm meine Absichten dar, muß aber damit keinen guten Eindruck hervorgerufen haben. Er war Historiker und konnte sich nicht denken, wie ich die Sache anfassen wollte – ich aber, der keiner war, konnte es ihm nicht sagen. Was ich vorbrachte, hielt er für Belletristik und riet mir, die Sache doch sehr zu überlegen.

Damit habe ich einen Punkt berührt, der mir noch lange Zeit Schwierigkeiten machen sollte. In der Zeit um die Jahrhundertwende war »Wissenschaft« entweder Naturwissenschaft oder Historie. Im katholischen Bereich ebenfalls, nur noch im Hinblick auf die insgeheim als Maßstab anerkannte allgemeine Forschung, mit einer gewissen ängstlichen Enge dazu. Theologisch wissenschaftlich arbeiten hieß, feststellen, was die und die Zeit, oder der und der Mann über eine Frage gedacht hatten. Das interessierte mich aber nicht, und hat es auch bis zur Stunde nicht getan.

Ich sah wohl die Bedeutung solcher Untersuchungen gerade für die katholische Theologie, welche die kirchliche Tradition als Trägerin der Offenbarung erkennt; was mich aber spontan interessierte, war nicht die Frage, was einer über die christliche Wahrheit gesagt hat, sondern was wahr ist. So habe ich lange Zeit in einer schiefen Situation gestanden: ich wollte wissenschaftlich Gültiges finden und sagen, konnte es aber in der einzig anerkannten Form nicht tun. Andererseits wußte ich nicht, in welcher Weise ich es tun sollte, um dabei selbst zufrieden zu sein und die anderen überzeugen zu können. Ich habe Jahre hindurch historisch arbeiten müssen, ohne es ordentlich zu können; wenn ich aber versuchte, dabei das zu sagen, worauf es mir eigentlich ankam, hatte ich immer das Gefühl, die Beurteiler wüßten nicht recht, was sie damit anfangen sollten.

Ich kehre zurück. Allmählich überzeugte ich mich, daß es mit dem Responsorienthema auch nichts war. Inzwischen war der Zeitpunkt meiner Beurlaubung gekommen, und ich ging im Frühjahr (?) 1912 nach Freiburg. Dort befand sich das »Collegium Sapientiae«, auch einfachhin »die Burse« genannt, eine Gründung des Kanonisten Heiner, wo diejenigen, die nach Vollendung ihrer Studien weiterarbeiten wollten, in einer losen Gemeinschaft wohnten. Nach den Statuten hatte jede Diözese das Recht, jemanden dafür zu präsentieren, und für mich war ein Platz frei geworden. Ich bekam das Moufang-Stipendium, die Zinsen einer – sehr wenig für ihren eigentlichen Zweck in Anspruch genommenen – Studienstiftung eines früheren Mainzer Generalvikars. Diese sollten, so bestimmte mein Vater, für die außergewöhnlichen Aufwendungen dienen; für den laufenden Unterhalt wollte er selbst sorgen.

Ich war also wieder an der Universität und sollte bis zum Sommer 1915 dort bleiben. Es war eine schöne Zeit. Wissenschaftliche Arbeit, anregende persönliche Beziehungen und das Deutlichwerden des eigenen geistigen Wollens verweben sich in meiner Erinnerung mit dem Bilde der schönen, nun zerstörten Stadt.

Der Anfang jener Zeit war aber nicht leicht. Die Frage nach dem Dissertationsthema erhob sich beunruhigend. Diese Unsicherheit war nichts Zufälliges. Sie hat mir, wie ich noch berichten muß, auch unter anderen Rücksichten und zu anderen Zeiten meines Lebens zu schaffen gemacht, und gehört wohl zu den Dingen, die mir, sei es als Aufgabe, sei es als Last, auferlegt sind ... Ich kam – wie, weiß ich nicht mehr, jedenfalls auf gute Weise – mit Künste auseinander und entschied mich für Dogmatik; sowohl aus eigener Neigung, da ich in diesem Fach das Zentrum der Theologie sah, als auch, weil man es in Mainz wünschte. Eine Promotion um der wissenschaftlichen Fortbildung willen gab es dort nicht; wer seinen Doktor machte, tat es zu einem bestimmten Zweck. Bei mir war es, daß ich bereit sein sollte, die Dogmatikprofessur am Seminar zu übernehmen.

Also ging ich zu Prof. Carl Braig. Ich hatte schon früher seinen »Abriß der Philosophie« studiert und von manchen Teilen – genauer muß ich wohl sagen: Sätzen – einen starken Eindruck gewonnen. Ein philosophischer Urlaub war darin. Man schätzte ihn nicht sehr. Er war von Tübingen gekommen. Von Hause Philosoph, hatte er dann eine theologische Professur übernommen. Seine Vorlesungen waren zu schwer. Er war ein Grübler. Ich sehe ihn noch, wie er, mit einem kleinen Bleistift in der Hand, auf die Spitze dieses Bleistiftes schaut und ganz versunken redet ... Als ich bei meinem Besuch auf ihn zutrat, machte er eine kleine Bewegung des Zurückweichens. Später erfuhr ich, daß er immer so tue; es war für ihn charakteristisch. Ich sagte ihm, welchen Eindruck sein »Abriß« auf mich gemacht hätte; da erwiderte er in seinem schwäbischen Tonfall: »Ich weiß gar net mehr, was ich g'schrieben hab.« Auch das war charakteristisch: er hatte aufgeben müssen, was ihm eigentlich wichtig gewesen war. Dann erzählte ich ihm, woher ich komme, was man mit mir vorhabe und fragte ihn wegen eines Themas. Er riet mir zu einem Vergleich zwischen Thomas von Aquin und Wilhelm Wundt. Ich erinnere mich nicht mehr, wo der Vergleichspunkt liegen sollte; jedenfalls wundere ich mich

heute noch, wie ein akademischer Lehrer ein solches Thema geben konnte.

Natürlich ging es auch damit schief. Ich konnte mit ihm nichts anfangen und stand nach kurzer Zeit wieder vor dem Nichts. Das war sehr schlimm, besonders mit Rücksicht auf Mainz; auf das geringe Verständnis, das man dort überhaupt für wissenschaftliche Tätigkeit hatte und – wie ich jetzt aus der Rückschau hinzufüge – auf das Mißtrauen gegenüber meiner Person, das von Anfang an da gewesen sein muß. Ich war denn auch ganz verzweifelt und wußte einfach nicht, was tun. Da riet mir ein Bekannter, zu dem damaligen Privatdozenten Engelbert Krebs zu gehen, der als klug und hilfsbereit galt, und dem man große geistige Unbefangenheit nachrühmte. Das tat ich und habe es nicht bereut. Er wies mich auf den heiligen Bonaventura, von welchem die kritische Ausgabe von Quaracchi vorlag, sodaß das erste Erfordernis für eine systematische Untersuchung gegeben war. Und zwar sollte ich seine Erlösungslehre behandeln.

So hatte ich denn endlich mein Thema und habe an ihm durch anderthalb Jahre gearbeitet. Eine ziemlich lange Zeit, was man denn auch von Mainz her nicht anzudeuten verfehlte. Daß ich so lange gebraucht habe, hing mit den oben beschriebenen Schwierigkeiten in meiner geistigen Situation zusammen. Ich sollte historisch arbeiten; meine Interessen gingen aber auf systematische Fragen. Einige Jahre vorher hatte ich die Gedanken, die ich zusammen mit Karl Neundörfer ausgearbeitet hatte, und von denen ich noch ausführlich berichten muß, nämlich die Gegensatzlehre, genauer formuliert. Darauf hatten wir eine Theorie der psychologischen Typen, denen Grundstrukturen des kulturellen Lebens entsprechen sollten, aufgebaut. Dieses Prinzip wollte ich hier durchführen. Bonaventura war in besonderer Weise dafür geeignet, denn seine Theologie vereinigt verschiedene Elemente. Er ist Augustinianer, der sich mit einiger Mühe in die aristotelische Zeitströmung fügt, und im übrigen mehr »homo religiosus« und My-

stiker als Theoretiker. So konnte ich tatsächlich aus seinen Schriften das, worauf es mir ankam, nämlich die zwei bzw. drei Grundtypen der Erlösungsvorstellung herausholen. Das ist auch an dem Buch, welches im Jahre 1921 unter dem Titel »Die Lehre des heiligen Bonaventura von der Erlösung, ein Beitrag zur Geschichte und zum System der Erlösungslehre« bei Schwann in Düsseldorf erschien, noch heute das eigentlich Brauchbare. Die historischen Partien habe ich nur gemacht, weil ich mußte, und sie sind entsprechend schlecht. Das wurde bei der Beurteilung auch gerügt; trotzdem bekam die Arbeit die beste Zensur.

Das Freiburger Rigorosum galt als leicht, weil man die sieben Fächer in drei Stationen absolvieren konnte. Trotzdem haben sie mir sehr viel Mühe gemacht, da der Schwerpunkt fast überall im Historischen lag, und ich für Fakten gar kein Gedächtnis hatte. Ich mußte mich sehr anstrengen, zeitweise bis zur körperlichen Erschöpfung. Immerhin wurde das mündliche Examen mit der zweiten Note bestanden.

Die letzte Station stand unter einem äußeren Druck. Italien stand vor dem Krieg. Mein Vater war italienischer Staatsbürger und hatte in Mainz das Konsulat. So konnte von einem Augenblick zum anderen etwas geschehen, das meine Anwesenheit notwendig machte. Tatsächlich mußte er denn auch nach der Kriegserklärung vom Abend auf den Morgen Deutschland verlassen, ging aber nicht nach Italien zurück, sondern blieb, in der Hoffnung, so eine gewisse Fühlung behalten zu können, in der Schweiz. Zwei meiner Brüder waren in Italien, ein anderer in Mainz. So mußte ich meinen Teil der Verantwortung für die Sache der Familie und des väterlichen Geschäftes auf mich nehmen.